Der Rache getreu!

Eine Episode aus den Farmerkämpfen mit den Sioux-Indianern,

erzählt von **E. Graef.**

(2. Fortsetzung.)

Nachdem der Alte so auch hier vorgearbeitet, um den sicher bald heranstürmenden Feinden wenigstens das Sehen zu erschweren, ging er auf seine älteste Tochter zu, welche noch immer die Wache über die nun beruhigten Rinder hielt. --

„Du bist ein verständiges Mädchen, Martha," redete er seine Tochter an, „dir brauche ich es nicht zu verhehlen, daß wir uns in großer Gefahr befinden, der wir jedenfalls unterliegen werden. Ich kann dir nichts weiter sagen, was du thun sollst, wenn wir, dein Bruder und ich, dich nicht mehr schützen können, aber —"

„Gräme dich darum nicht, lieber Vater," unterbrach ihn Martha. „Denke daran, was unsere Mutter dir so oft gesagt hat, wenn du in Noth, in Angst und Besorgniß warst, was wir ja leider in unserem früheren Leben wiederholt haben durchmachen müssen. Damals sagte uns unsere Mutter stets, daß Gott die nicht verläßt, die fest auf ihn vertrauen. Lasse uns auch jetzt auf Gott vertrauen, Vater, er wird uns weiter helfen."

„Ich wußte es ja, daß du mein starkes Mädchen bist, Martha," sprach der Alte nun auch mit mehr Zuversicht, da er seine Tochter so gefaßt sah, „möge Gott dich denn in seinen Schutz nehmen, wenn ich es nicht mehr kann."

„Er wird es thun!" versetzte Martha fest. „Aber sage mir, Vater, soll ich nicht lieber eine Büchse nehmen und auch bei der Vertheidigung helfen?"

„Nein, Kind. Bleibe, wo du bist. Du befindest dich hier um vieles sicherer als zwischen den Wagen. Sorge nur dafür, daß das Vieh ruhig bleibt, sobald der Angriff, der dann wohl der letzte sein wird, beginnt, damit sie sich nicht losreißen. Zudem hast du durch ihre Körper einen vorzüglichen Schutz gegen Kugeln, die sich vielleicht hierher verirren."

„Vater, der Mond geht auf!" rief Max herüber, während er triumphirend nach dem Himmel zeigte, wo soeben die Mondscheibe hinter einer dunklen Wolke hervortrat. „Nun haben wir wenigstens auf Stunden die Hoffnung, von einem neuen Angriff verschont zu bleiben."

„Das ist allerdings ein großes Glück für uns, und ich glaube, daß wir es wagen können, auf einige Zeit zu ruhen. Zuvor aber möchte ich mich doch erst noch einmal nach den Schurken umsehen."

Der Alte bestieg einen Wagen, richtete seine Gestalt hoch auf und schaute angestrengt in die Ferne. Aufmerksam suchte er den ganzen Horizont ringsum ab, dann kam er kopfschüttelnd wieder herunter.

„Das weiß der Henker," bemerkte er seinen beiden ihn erwartenden Kindern. „Ich kann mich doch sonst auf meine beiden Augen noch gut verlassen, für dieses Mal aber haben sie gänzlich versagt. Weit und breit konnte ich keine Spur von einem Feinde entdecken."

„Vielleicht haben sie den Ueberfall als aussichtlos aufgegeben, nachdem ihr sie bisher zurückgetrieben habt," versetzte Martha.

„Da kennst du die Sioux schlecht, liebe Schwester," antwortete Max. „Diese lassen nie und unter keinen Umständen von einem begonnenen Kampfe ab, und wenn er sie den letzten Mann kostet. Die Sioux sind die hartnäckigsten, wildesten und grausamsten Indianer und mit ihnen haben wir es zu thun."

„Waren es nicht auch Sioux, die unsere Ansiedlung überfielen, niederbrannten und zerstörten, die unsere gute Mutter erschlagen haben?"

„Es ist so, Martha, aber schweige davon, der Vater kommt zurück. Er denkt ohnehin mehr an den uns betroffenen Verlust, als ihm zuträglich ist."

Der Alte hatte während dieses Gespräches der Geschwister nochmals Ausschau gehalten und kehrte jetzt zu diesen wieder zurück.

„Es scheint, daß die Sioux ebenfalls Nachtruhe halten, wenigstens kann ich sie nicht mehr sehen, so sehr ich auch meine Augen angestrengt habe. Wir können daher ihrem Beispiel folgen. Lege dich auf deinLager, Martha, sobald der Tanz wieder losgeht, wirst du geweckt."

„Willst du nicht auch schon schlafen, Vater?" frug Max, während seine Schester sich entfernte und er sah, daß sein Vater die Büchse unter den Arm nahm und langsam davonschreiten wollte.

„Du hattest die erste Wache, Max, während ich schlief. Nun ist wohl die Reihe der Ruhe an dir. Lege dich hin, mein Junge, du hast es nöthig."

„Ich würde doch nicht schlafen können, Vater, da mich der vorausgegangene Kampf zu sehr erregt hat. Schlafe du nur, ich werde mir unterdessen noch eine Pfeife anbrennen und diese zur Beruhigung rauchen."

„Na, dann halte gute Wache, aber in einer Stunde spätestens muß ich geweckt werden, damit auch dir noch kurze Zeit zur Ruhe bleibt."

„Du wirst rechtzeitig geweckt werden, Vater," antwortete Max, welcher seine Büchse schulterte, die brennende Pfeife im Munde. Weinge Augenblicke später lag das kleine Lager still und friedlich auf der Prairie,, matt beschienen vom fielbernen Mondlicht.

Im Kampfe mit den Rothhäuten.

Stunden waren verstrichen und noch immer befand sich Max auf seinem freiwillig übernommenen Posten. Er hatte es nicht über sich gewinnen können, den Vater zu wecken, solange er selbst die Augen noch offen halten konnte. Aber müde und schläfrig war er geworden und mehr als einmal lehnte er sich ermattet an einen der Wagen an. Aber eine innere Unruhe trieb den jungen Mann immer wieder auf, sobald ihn der Schlaf übermannen wollte. Der Mond war untergegangen, dichte Finsternis bedeckte wieder das Lager und deie Prairie und Max wußte, daß, wenn überhaupt, ein neuer Angriff der Indianer jetzt nicht mehr lange a f sich warten lassen würde.

Da tönte vom Urwald her der Schrei der Eule durch die Nacht. Erschrocken fuhr Max auf und alle Müdigkeit war bei ihm verschwunden, als nun auch von der Prairieseite ein gleicher Schrei herüberschalte.

„Vater! Martha! schnell auf eure Posten!" rief Max, währen er gleichzeitig wieder nach seinem früheren Vertheidigungspunkt eilte.

„Was giebt es, Max?" fragte der Alte, welcher sofort aufgesprungei und herbeigeeilt war, indessen auch die ältere Schwester aus dem Wagen stieg.

„Wir werden wieder angegriffen, vom Walde her kam das Signal und von der Prairie wurde es beantwortet. Meine frühere Annahme, daß wir nun nach zwei Seiten kämpfen müssen, ist also durchaus gerechtfertigt."

„So mag uns Gott gnädig sein," versetzten Martha und ihr Vater wie aus einem Munde.

„Achtung, Vater, sie kommen!" rief Max plötzlich und gleichzeitig eröffnete er das Feuer mit seiner Büchse auf die bisher lautlos mit ihren Pferden heranjagenden Sioux. Der Alte hatte keine Zeit mehr zu antworten, denn auch ihm bot sich Ziel um Ziel für seine mit großer Sicherheit abgesandten Kugeln.

Die Sioux hatten sicher angenommen, die Kolonisten jetzt im Schlaf überraschen und mit leichter Mühe das Lager erobern zu können. Da sie sich in dieser Annahme durchdie Wachsamkeit des jungen Mannnes getäuscht sahen, so brachen sie ihr gellendes Kriegsgeheul an und stürmten nun rücksichtslos vorwärts, um so mehr, als trotz der dichten Dunkelheit manches Pferd durch die Kugeln der Belagerten führerlos wurde.

Kurz vor dem Lagerplatz hielten die Indianer ihre Pferde an und Max, an dessen Seite die Sioux zuerst das Lager erreicht hatten, sprang nun plötzlich hinter den Wagen zurück, zielte und schoß zwischen den Speichen der Räder hindurch, so oft er einen der schlangenartig am Boden herankriechenden Indianer entdecken konnte.

Soeben hatte er seinen letzten Schuß abgegeben, als er vorn an der Deichsel des Wagens ein leises Geräusch wahrnahm. Mit wenigen, großen Schritten eilte er dorthin. Da sprang ein hoher, schlanker Krieger der Sioux vor ihm auf, welcher sofort, als er das Bleichgesicht vor sich sah, den Tomahawk erheben wollte. Max aber, der auf derartiges vorbereitet war, stieß dem Sioux mit voller Kraft den Lauf seiner Büchse ins Gesicht, so daß dieser betäubt oder entseelt in die Knie brach.

Max hatte nicht Zeit, sich weiter um den Gefallenen zu bekümmern, denn schon sah er neue Feinde innerhalb des Lagers, die wie gespenstische Schatten hin und her huschten.

Keinen Augenblick besann sich der junge Mann, und mit hochgeschwungener Büchse warf er sich auf einen der Feinde. Dieser hatte aber den Angriff erwartet, und als Max den Kolben seiner Büchse auf den Sioux niederschmettern wollte, parierte dieser den Schlag mit seinem Tomahawk, so daß das Holz der Büchse zersplitterte. Ehe aber der Sioux seinen Erfolg ausnutzen konnte, hatte Max den Lauf seiner Büchse schon wieder erhoben und krachend sauste derselbe auf den Schädel des Indianers nieder. Die letzten an der Büchse haftenden Holztheile flogen davon, der Sioux aber lag leblos an der Erde.

„Das war der erste nicht, den ich meiner Mutter opfere und wird hoffentlich nicht der letzte sein, da ihr Blut noch immer um Rache nach dem Himmel schreit," murmelte Max vor sich hin, einen neuen Gegner aufs Korn nehmend. Es waren ihrer nun wohl schon zehn Mann, die ins Lager eingedrungen waren und noch immer trochen weitere Sioux unter den Wagen herein.

Kurz entschlossen sprang Max, den abgeschälten Lauf seiner Büchse unter den Arm nehmend, auf den ihm zunächst befindlichen Wagen. Dort waren zur Fürsorge weitere Büchsen in Reserve gelegt und mit diesen sandte er nun Kugel um Kugel auf die gegen ihn andrängenden Feinde. Als alle Büchsen abgeschossen waren, zog Max seine beiden Revolver aus dem Gürtel und auch deren Kugeln waren nicht umsonst.

Es war ein Höllenlärm in und um das kleine Lager. Noch immer gellte das Kriegsgeheul der Sioux durch die Nacht und allmählig ging dasselbe in ein ohrenzerreißendes Triumphgeschrei über. Dazwischen brüllte das durch den großen Lärm erschreckte und unruhig gewordene Vieh, und mit diesem Brüllen vermischte sich das Knattern der Schüsse und das Stöhnen sterbender und verwundeter Krieger der Sioux.

„Vater! Hilf mir, lieber Vater!" erschallte plötzlich ein Ruf durch die Nacht, dem es leicht anhören konnte, daß er einem schwergeängstigten Mädchenherzen erpreßt wurde.

Auch der Alte hatte den Hilferuf seiner Tochter gehört, und obwohl er mit mehreren ihn umringenden Indianern in einem gefährlichen Kampfe begriffen war, machte er übermenschliche Anstrengungen, um frei zu werden und seiner Tochter Hilfe bringen zu können. Furchtbare Schläge teilte der Alte mit dem Kolben seiner Büchse aus, welcher er sich bediente, gleich einem Dreschflegel. Bald sauste derselbe von oben herunter auf die Köpfe seiner Angreifer, bald beschrieb er mit demselben so gewaltige Kreise um sich herum, daß ihm keiner seiner Gegner nahe kommen konnte.

Wirklich hatte denn auch der alte Kolonist durch seine ungeheuren Anstrengungen sich freie Bahn gebrochen und mit fliegender Eile rannte er der Stelle zu, wo er seine Tochter bei den Kindern wußte. Das Blut erstarrte ihm aber in den Adern, als er nahe genug herangekommen war, um zu sehen, daß nicht nur seine Tochter verschwunden sondern auch sein sämtliches Vieh sich losgerissen und davongeeilt oder von den Indianern fortgeführt war.

Obwohl dieser neue ungeheure Verlust den ohnehin schwergeprüften Mann bis in die innersten Nerven erzittern machte, blieb ihm doch keine Zeit, sich seinem Schmerze hinzugeben oder nach seinen ihm noch verbliebenen Kindern ausschau zu halten, da die kampfbegierigen Wilden ihn wieder von allen Seiten umringten, und er sein Leben vertheidigen mußte.

Aber nur schwer konnte er sich der furchtbaren gegen ihn geführten Tomahawkschläge erwehren und bereits blutete der Alte aus mehr als einer Wunde. Da drang ein riesenhaft gebauter Indianer, den sein Kopfschmuck als Häuptling bezeichnete, auf ihn ein. das breite Skalpiermesser zwischen den Zähnen, stürzte der Häuptling sich auf seinen schon ermatteten Gegner. Nur noch mechanisch konnte dieser die blitzschnell geführten Beilschläge abwehren und bereits sah der Alte seinen letzten Augenblick gekommen, da ihm die Angst um seine entführte Tochter, sowie der starke Blutverlust die Kräfte gänzlich zu rauben drohte.

Plötzlich fiel draußen eine Büchsensalve auf die erschrockenen Indianer, welche sofort der einzigen Oeffnung im Dreieck des Lagers, da, wo früher das Vieh gestanden hatte, zuströmten. Eng zwängten sich die vielen dunklen Gestaltendurch den nur schmalen Ausgang. Da krachte eine zweite Salve in den dichtgedrängten Haufen.

Nun aber war es mit dem Muth und dem Widerstand der Sioux vorbei; selbst die eifrigsten und beutegierigsten ließen im Stich, was sie von dem reichen Inhalt der Wagen an sich gerissen hatten und strebten dem Ausgang zu. Dröhnender Hufschlag erscholl und in vollem Galopp jagten die Retter heran. Eine dritte Salve auf den Eingang zum Lagerplatz, aus großer Nähe abgefeuert, reinigte denselben bald von allen Eindringlingen und auch aus der Umgegung des Lagers suchten sich dieselben auf ihren flinken Pferden so schnell als möglich zu entfernen.

Ungehindert ließen die draußen Haltenden die Fliehenden entkommen. Da kletterte noch eine dunkle Gestalt aus dem Wagen hervor. Entweder hatte der Sioux, denn ein solcher war es, sich gefürchtet, hervorzukommen, oder die viele und werthvolle Beute, welche hatte so auf seine gierigen Sinne gewirkt, daß er von den im Lager abspielenden Vorgängen nichts mehr sah und hörte.

Letztere Annahme mochte wohl die richtigere sein, denn einen Augenblick blieb der Indianer betroffen stehen, als er plötzlich das vollkommen ruhige Lager, wo soeben noch ein wüthender Kampf getobt hatte, vor sich sah. Schnell bückte er sich zur Erde nieder und versuchte am Boden hin, unter dem Wagen durchzukriechen, doch ein weißes Bündel, welches er bisher auf dem Arm getragen hatte, verhinderte ihn daran. Sofort erhob sich der Indianer wieder, nicht ohne seine Beute mitzunehmen und eilte nun mit großen Schritten dem Ausgang zu.

Ein unterdrücktes Wimmern ertönte aus dem Bündel, welches der Indianer fest auf dem Arme hielt, doch eine einzige Handbewegung des Wilden machte das leise Wimmern ganz verstummen.

Soeben drückte der Indianer um die äußerste Ecke des einen Wagens. Beim nächsten Schritt lag die offene Prairie vor ihm, da dauchte vor dem rothen Räuber eine andere Gestalt auf.

„Hier bleibt, was du gestohlen hast, Halunke, und mit ihm dein Leben!" rief der hinter dem Wagen vorspringende Mann dem Sioux zu, während er gleichzeitig zweimal sein Messer in der Brust des ahnungslosen Indianers vergrub.

„Das war eine kurze und schnelle Arbeit, Fritz, das lobe ich mir," versetzte der alte Bauer, denn diesen und seine Gefährten haben wir vor uns.

Schweigend nahm Fritz Bauer das dem todten Indianer entsunkene Bündel auf und schritt damit dem Innern des Lagerplatzes zu, gefolgt von seinem Vater und Wilkens, während Karl Broback die vier Pferde an den Zügeln nachführte.

„Teufel, läßt sich den hier keiner mehr von den wackeren Vertheidigern sehen?" rief Bauer mit lauter Stimme in das Lager hinein, doch von keiner Seite kam ihm eine Antwort.

„Sollten wir vielleicht doch zu spät gekommen sein?" meinte Wilkens. „Die verdammten Schurken trieben uns zu weit in den Wald zurück, als sie an dessen Saum ihre Nachtruhe hielten."

„Das sollte mir ewig leid thun," antwortete Vater Bauer, „aber es ist nicht unmöglich. Die Uebermacht war zu groß für nur zwei Vertheidiger, auch wenn sie noch so tapfr und muthig sind."

„Halt! was ist das hier?" rief Fritz Bauer, indem er sich zur Erde niederbeugte. „Aha, hier haben wir Holz," fuhr er gleich darauf fort. „Nun können wir Feuer machen, dann werden wir ja gleich sehen, woran wir sind."

Seine beiden Begleiter machten sich darüber her, und im nächsten Augenblick brannte ein helllodernde Feuer, welches nun das Lager wieder erhellte.

„Sieh, Vater, was ich dem verdammten Strauchdiebe da abgenommen habe," sprach Fritz Bauer zu seinem Vater, nachdem er die kleine Anna aus en Decken herausgeschält hatte, in welche sie von dem Sioux eingewickelt war. „Ist das nicht ein ebenso kleiner Blondkopf wie unser erschlagenes Lieschen?"

„Komme her, mein Kind," versetzte der alte Bauer, indem er die Kleine aus den Armen seines Sohnes nahm und auf seine Knie setzte. „Ich will dein Vater sein, wenn du einen solchen nicht mehr hast."

„Wo ist denn mein Vater?" frug Anna mit weinlicher Stimme, während sie ihre thränenbedeckten Augen nach allen Seiten richtete. „Wo sind denn Martha und Max, ich kann sie nicht sehen?"

„Du scheinst viel verloren zu haben in dieser unglücklichen Nacht," sprach Bauer mehr für sich, als daß er damit dem ihn ängstlich anschauenden Kinde eine Antwort gegeben hätte.

„Geduld dich nur," fuhr er dann fort, sich wieder zu dem Kinde wendend, „sie werden alle wieder zu dir zurückkommen, nachdem sie nun erst die wilden Indianer davon jagen müssen."

Schaudernd barg das Kind sein Köpfchen an die Brust des Alten bei dieser Erwähnung. Bauer aber durch einzelne Rufe seiner Gefährten aufmerksam gemacht, hüllte das Kind wieder in seine Decken und trug es zu einem der Wagen, in welchem er es sorgsam niederlegte.

„Schlafe nun, mein Mädchen," sprach Bauer mit weicher Stimme, „du bist nun in voller Sicherheit und niemand wird dir etwas thun."

Dann sich wieder dem Lager zuwendend, schritt Bauer wieder nach dem Feuer, wohin seine drei Gefährten soeben den Körper eines Mannes trugen. Ohne weitere Umstände zu machen, kniete Bauer neben dem Daliegenden hin und betrachtete die vom Feuer erleuchteten Züge.

„Es scheint der Kolonist selbst zu sein, den wir hier vor uns haben," sprach er dann zu seinen Gefährten. Leider ist er mir unbekannt, aber doch unserer vollen Theilnahme und Hilfe sicher."

„Er muß todt sein," bemerckte Karl Broback, „wenigstens habe ich kein Leben mehr bei ihm verspürt, als ich ihn auffand."

„Das werden wir gleich sehen," antwortete Bauer, öffnete mit flinker Hand Rock and Jagdhemd des alten Kolonisten und legte leise sein Ohr auf dessen nackte Brust. Lange horchte er in dieser Weise, dann richtete Vater Bauer sich plötzlich auf.

„Noch ist Leben vorhanden, Freunde und mit Gottes Hilfe erhalten wir es ihm. Seht einmal nach, ob ihr Wasser findet und vor allen Dingen sucht mir auch den anderen Vertheidiger des Lagers. Ich werde unterdessen mir einmal die Wunden des Alten besehen."

Die Freunde zerstreuten sich nach allen Richtungen, um den Anordnungen Bauers zu folgen. Dieser aber beschäftigte sich mit dem an der Erde liegenden Verwundeten. Leise und sorgsam schob er dessen Jacke so weit zurück, daß er sie über die Schultern herunterziehen konnte. Dabei streifte er unabsichtlich etwas fester die linke Seite und Bauer bemerkte, wie der Körper unter einem plötzlichen Schmerz zusammenzuckte.

„Demnach muß die linke Schulter schwer verwundet sein," murmelte Bauer vor sich hin und unterließ nun das Abziehen der Jacke. Mit seinem Messer trennte er den Aermel des Kolonisten bis obenhin auf. Ebenso machte er es mit dem Jagdhemd, welches er indessen nicht ganz entfernen konnte, da es durch Blut fest an die offene Wunde geklebt war .

Bauer versuchte vorsichtig das Hemd von der Wunde zu entfernen, aber trotz aller Sorgfalt trat sofort wieder neues Blut hervor.

In diesem Augenblicke trat Wilkens mit einer Schüssel Wasser heran, welche er neben Bauer hinstellte.

„Wie steht es um den Armen, Vater Bauer?"

„Noch weiß ich es nicht. Er hat hier auf der Schulter eine anscheinend sehr schmerzhafte Verwundung, aber ich kann mir nicht denken, daß diese den so kräftig gebauten Mann so gänzlich niederwerfen kann. Wahrscheinlich sind noch andere Wunden vorhanden. — Ist noch mehr Wasser da?"

„Ja, ein reicher Vorrath ist vorhanden. Ich werde den Schlauch hierher bringen und dann den anderen helfen. Diese konnten bisher den zweiten Mann nicht finden. Entweder hat der Alte ganz allein, trotz aller gegentheiligen Ansichten, das Lager vertheitigt, oder die Schurken haben den Verwundeten mitgenommen. Letzteres ist jedenfalls eher anzunehmen."

Mit diesen Worten entfernte sich Wilkens wieder. Bauer hatte unterdessen das angetrocknete Blut mit Wasser aufgeweicht und nun konnte er das Jagdhemd leicht entfernen.

(Fortsetzung folgt.)

Kochkunst als Wissenschaft.

Das Kochen ist eine Wissenschaft wie jede andere, bei der man zuerst die Elemente und Anfangsgründe innehaben muß, ehe man fortschreiten kann. Gewiß läßt es sich auch durch bloße Uebung und Erfahrung lernen, und wie man weiß, vermögen sich darin viele eine große mechanische Fertigkeit anzueignen. Mit Verständniß und Verstand kochen, ist indessen eine erhöhte Kunst, die man sich nur anzueignen vermag, wenn man nebst der Lehrzeit in der Küche in die Koch-„Wissenschaft" als solche eingedrungen. Also durch eine weise Vereinigung der Theorie mit der Praxis. Gute Köchinnen kennen wohl alle Thatsachen, wissen aber niemals die Gründe dafür; sie sind demnach auf eine gewisse Anzahl erlernter Rezepte beschränkt, ohne im Stande zu sein, etwas nachzuahmen, und doch sollten sie, wenn sie irgend ein neues Gericht gekostet haben, die Fähigkeit besitzen, dasselbe in ganz gleicher Weise herzustellen.

Ist man genauer mit dem Geist und Wesen der Kochkunst vertraut, so müßte die Geschicklichkeit in der Bereitung eines bestimmten Gerichts nebst dem Bewußtsein der Gründe für das Gelingen desselben in den Stand setzen, eine ganze Menge verschiedenartiger ähnlicher Speisen zu verfertigen, die sich mit ein wenig Erfindungsgabe so vielfach im Geschmacke verändern ließen, daß sie anstatt eines Rezepts deren zwanzig wüßten. Wenn unsere Köchinnen — oder doch wenigstens alle unsere Hausfrauen — nebst der Praxis Haushaltungskunde studirt hätten, würde es in manchen Fällen besser um die Mahlzeiten bestellt sein. Sie wüßten Bescheid auf alle Fragen, deren Beantwortung der Köchin unmöglich. Und wie viele solche Fragen gäbe es da zu beantworten, wie etwa beispielsweise:

Warum setzt man das für denTisch bestimmte Fleisch mit kochendem und das zur Suppe bestimmte Fleisch mit kaltem Wasser zu? Die Antwort lautet: Weil durch das Einlegen des Fleisches in das siedende Wasser der im Fleisch enthaltende Eiweißstoff theilweise gerinnt und auf diese Art nur dünne, aber feste äußere Rinde oder Oberfläche entsteht, welche den Saft am Herausdringen verhindert. Man lege also das Fleisch, welches für die Tafel bestimmt ist, in kochendes Wasser, wodurch das Sieden für kurze Zeit unterbrochen wird, lasse den Topf so lange auf der heißen Stelle stehen, bis das Wasser wieder zu kochen beginnt, nehme das Gefäß dann vom Feuer, bis das Wasser nur noch lauwarm ist, stelle es wieder auf den Ofen und lasse es ganz leise kochen, nicht sieden, bis das Fleisch weich genug ist.

Wollte man das Wasser längere Zeit weiterkochen lassen, ohne es vom Feuer zu nehmen, so würde das ganze Eiweiß sich verhärten und das Fleisch dadurch zähe werde... Aber indem man den Topf vom Feuer zieht und das Wasser erst auskühlen läßt, bevor man es wieder erhitzt, bringt man das Fleisch dazu, unter jener dünnen, harten Außenfläche im vollsten Saft weich zu kochen. Ob man dies in zwei oder drei Stunden erreicht, kommt natürlich auf die Größe des Stückes an. Für alle Fälle wird man bei diesem Vorgehen ein vortreffliches, saft- und kraftvolles Fleisch haben.

Um hingegen eine kräftige, gute Fleischbrühe (Suppe) zu bereiten, müssen wir in gerade entgegengesetzter Weise vorgehen und danach trachten, allen Saft aus dem Fleische zu ziehen und der Brühe einzuverleiben. Deshalb zerschneiden wir das Fleisch in kleine Stücke, legen es in kaltes Wasser und lassen es so langsam als möglich zum Kochen kommen, schöpfen den sich auf der Oberfläche der Brühe bildenden Schaum ab, fügen das nöthige Salz in sparsamem Maße und etwas Wurzelwerk hinzu und kochen auf diese Art nach und nach das Fleisch so vollständig aus, daß es schließlich kaum mehr Nahrungsstoff enthält, während alle nahrhaften Bestandtheile in die Brühe übergegangen sind.

Es ist von größter Wichtigkeit, beim Kochen stets einen der beiden Hauptgrundsätze der Kochkunst in's Auge zu fassen und demnach entweder den Saft und Wohlgeschmack eines zur Speise bestimmten Gegenstandes darin zu erhalten, oder diesen herauszuziehen, wo wir der Brühe bedürfen, zusehen also, daß wir allen Saft und Geschmack aus dem Fleische herauskochen. Gar viele giebt es, die dasFleisch zu beiden Zwecken auf ganz gleiche Art behandeln und daher weder saftiges Fleisch noch eine kräftige Brühe auf den Tisch bringen, weil sie die Thatsache nicht kennen, daß Eiweis beim Kochen gerinnt und sich verhärtet, was man beim Fleischkochen allezeit im Auge haben soll. Will man indessen, wie dies in bürgerlichen Küchen meistens der Fall, Fleisch und Suppe zu Tisch bringen, verfahre man in ersterwähnter Weise, auf das Fleisch den Schwerpunkt legend. Die Brühe kann durch mancherlei Zugaben (Knochen, Leber, eventuell etwas Extratt) schmackhaft gemacht werden.

Moderne Diebeskunst.

Der moderne englische Dieb steht auf der Höhe der Zeit. Er hält mit der Entwicklung Schritt und macht ständig neue Kniffe ausfindig, um sich das Besitzthum seinerMitmenschen mit möglichst Gefahr der Entdeckung und Strafe anzueignen. Mehrere der beliebtesten Kniffe der Diebe sind dabei höchst einfach. Vor dem Southwark Police-Court stand kürzlich ein Gefangener, weil er nach „Geld gefischt" hatte. Diese neue Art von Angelkunst wird hauptsächlich Nachmittags in ruhigen Wirthshäusern geübt. Gewöhnlich legen die Londoner Wirthe und Schankmädchen Geldstücke in Gläser, die hinter dem Schanktisch auf Regalen stehen. Unternehmende Mitglieder der Langfingerzunft sehen diese Münzen als ihre rechtmäßige Beute an und „fischen" beständig danach, wenn Niemand hinsieht. Ihre Angel ist ein Spazierstock mit falschen Zwingen aus Pech oder Kitt; diese pressen sie in das Glas mit den Geldstücken und nehmen sie auf diese Art heraus. Nur sehr wenige Leute wissen, wie lang derartige Schirme und Spazierstöcke ausgedehnt werden können. Erfinderische Verbrecher fertigen Schirme mit Stöcken an, die ineinander zu schieben sind, und durch einen Druck auf die Krücke kann ein passender Haken oder eine Zange zum Vorschein kommen. Derartige Stöcke und Schirme werden viel von Dieben gebraucht, die Bahnhöfe besuchen, um kleine Säcke und Juwelenkästen aus offenen Wagenfenstern zu angeln.

Ganz unschuldig sieht es auch aus, wenn eine junge Dame mit einer Schreibmaschine in einem Kasten auf den Bahnhof kommt. Während sie sich einen Augenblick hinsetzt, stellt sie natürlich ihre Last neben eine Menge Gepäck. In Wirklichkeit aber stülpt sie ihren Deckel mit falschem Boden über eine kleine Tasche oder Kiste, und diese wird dann durch Haken, die geschickt im Innern angebracht sind, ergriffen. Reisetaschen und Mantelsäcke, die nach demselben Grundsatz gebaut sind, werden ebensoviel von Eisenbahndieben gebraucht.

Grausam und raffinirt sind Verbrecher, die hölzerne Pfeifen mit geraden Rohren in merkwürdiger Art verwenden. Sie bohren ein Loch in den Pfeifenkopf, versehen ihn mit einem falschen Boden und zweiten Rohr, füllen die Höhle mit Cayennepfeffer, thun Tabak darüber und bitten, so ausgerüstet, einen ihnen passend scheinenden Herrn höflich um Feuer. Während das Opfer nach seinen Streichhölzern faßt, wird es plötzlich durch eine Pfefferladung geblendet, die ihm der Schurke durch das Loch im Boden der Pfeife in die Augen bläst. Toll vor Schmerz drückt das Opfer die Hände an die Augen, und inzwischen nimmt der Räuber Uhr und Kette und sucht schleunigst das Weite.

Auch eine Sodawasserflasche würde man nicht unter der Ausrüstung eines modernen Einbrechers suchen, und doch gebrauchte sie kürzlich ein Einbrecher jedesmal dann, wenn er in seiner „Berufsthätigkeit" gestört wurde. Er warf dann dicht hinter sich die Flasche auf den Boden, in der Hoffnung, daß der Verfolger, der gewöhnlich aus dem Bett gesprungen war und ihm in bloßen Füßen nachlief, sich an dem Glas schneiden und dadurch an der Verfolgung gehindert würde.

Vom sichern Port läßt sich's gemächlich rathen.